

Verleihung des Hamburger Wissenschaftspreises 2019

DER HAMBURGISCHEN STIFTUNG
FÜR WISSENSCHAFTEN, ENTWICKLUNG UND KULTUR
HELMUT UND HANNELORE GREVE

an
FRAU PROFESSORIN DR. JUTTA GÄRTNER
Klinik für Kinder- und Jugendmedizin der Universitätsmedizin Göttingen

FREITAG, 8. NOVEMBER 2019, 11:00 UHR
HAMBURGER RATHAUS

GRUSSWORT

Katharina Fegebank
Zweite Bürgermeisterin der Freien und Hansestadt Hamburg
Senatorin für Wissenschaft, Forschung und Gleichstellung

BEGRÜSSUNG

Professor Dr.-Ing. habil. Prof. E.h. Edwin J. Kreuzer
Präsident der Akademie der Wissenschaften in Hamburg

ÜBER DIE STIFTER DES HAMBURGER WISSENSCHAFTSPREISES

Film

VORSTELLUNG DES HAMBURGER WISSENSCHAFTSPREISES 2019

Professor Dr.-Ing. habil. Prof. E.h. Edwin J. Kreuzer

VORSTELLUNG DER PREISTRÄGERIN

Film

LAUDATIO AUF DIE PREISTRÄGERIN

Professorin Dr. Annette Grüters-Kieslich
Universitätsklinikum Heidelberg

VERLEIHUNG DES HAMBURGER WISSENSCHAFTSPREISES 2019

Professor Dr.-Ing. habil. Prof. E.h. Edwin J. Kreuzer

DANKWORT UND VORSTELLUNG DER VERWENDUNG DES PREISGELDES

Professorin Dr. Jutta Gärtner
Klinik für Kinder- und Jugendmedizin der Universitätsmedizin Göttingen

SCHLUSSWORT

Professor Dr.-Ing. habil. Prof. E.h. Edwin J. Kreuzer

Im Anschluss laden wir zu einem Empfang.

Mit freundlicher Unterstützung des Senats der Freien und Hansestadt Hamburg

Prof. Dr. Dr. h. c. Helmut Greve und Prof. Dr. h. c. Hannelore Greve bauten nach dem 2. Weltkrieg ein Unternehmen mit mehr als 50 Firmen auf. Ihr umfangreicher Immobilienbesitz, der sich weit gestreut in der Bundesrepublik verteilt, prägt das Stadtbild besonders von Hamburg, hier vor allem durch die Alstercity am Osterbek-Kanal.

Aus eigenem Vermögen errichteten Helmut und Hannelore Greve u. a. die Flügelbauten zum Hauptgebäude der Universität und den Bibliotheksneubau für die Hochschule für Musik und Theater Hamburg.

1995 gründeten sie die ‚Hamburgische Stiftung für Wissenschaften, Entwicklung und Kultur Helmut und Hannelore Greve‘.

Im kulturellen Bereich liegt ein Schwerpunkt in der Förderung der Elbphilharmonie, ein anderer in der Präsentation Ungarns als eines unverzichtbaren Teils Europas. Im wissenschaftlichen Bereich wurde zuletzt die Helmut und Hannelore Greve-Stiftungsprofessur für seltene Krankheiten am Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf errichtet. Im Anschluss wird nun die klinische Arbeit für Menschen mit seltenen Erkrankungen wesentlich unterstützt und ihre Versorgung langfristig verbessert.

Helmut und Hannelore Greve ermöglichten die Gründung der Akademie der Wissenschaften in Hamburg mit einer Anschubfinanzierung über drei Jahre und stimmten der Ausschreibung eines hochdotierten Hamburger Wissenschaftspreises zu, dessen inhaltliche Ausrichtung sie mit der Akademie gemeinsam festlegen wollten.

Ihr Verantwortungsbewusstsein, ihr Gespür für Qualität und ihre Einsicht ins Notwendige und Machbare haben auch die Arbeit der Stiftung geprägt und prägen sie noch heute. Frau Professor Greve und ihre Tochter Eva-Maria Greve führen die Stiftungsarbeit in diesem Sinne fort.



Prof. Dr. h. c. Hannelore Greve, Prof. Dr. Dr. h. c. Helmut Greve (†), Eva-Maria Greve

In diesem Jahr verleiht die Akademie der Wissenschaften in Hamburg bereits zum sechsten Mal den Hamburger Wissenschaftspreis. Mit ihm zeichnet sie eine hervorragende Forschungsleistung für ein Thema größter wissenschaftlicher und gesellschaftlicher Bedeutung aus. Der Preis wird alle zwei Jahre verliehen.

Der Hamburger Wissenschaftspreis wird im Namen der Hamburgischen Stiftung für Wissenschaften, Entwicklung und Kultur Helmut und Hannelore Greve vergeben, die ihn mit 100.000 Euro ausstattet. Er ist damit der höchstdotierte Preis einer Wissenschaftsakademie in Deutschland.

Die Höhe des Preisgeldes ist wichtig, prägt aber nicht allein die Bedeutung eines Preises. Die Dignität wird auch bestimmt durch die Bedeutung des Themas, die Persönlichkeit der Preisempfängerin oder des Preisempfängers, die fachliche Kompetenz der Jury und die öffentliche Aufmerksamkeit, die diesem Preis und seiner Verleihung zukommt. Sie spiegelt sich am sichtbarsten in der Bereitschaft des Ersten Bürgermeisters der Freien und Hansestadt Hamburg wider, die Preisverleihung im Rathaus zu ermöglichen und die Schirmherrschaft über die Veranstaltung zu übernehmen.

2009 wurde der Hamburger Wissenschaftspreis im Bereich „Infektionsforschung“ an Professor Dr. Stefan Ehlers vom Forschungszentrum Borstel und der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel vergeben. Den Hamburger Wissenschaftspreis 2011 zum Thema „Energieforschung“ erhielt Professor Dr. Ferdi Schüth vom Max-Planck-Institut für Kohlenforschung in Mülheim an der Ruhr. 2013 empfing Professor Dr. Mathias Jucker vom Hertie-Institut für klinische Hirnforschung in Tübingen den Preis zum Thema „Demenzforschung“. 2015 wurde Professor Dr. Roland Wiesendanger vom Fachbereich

Physik der Universität Hamburg für seine Arbeiten auf dem Gebiet der Nanowissenschaften ausgezeichnet. 2017 erhielten die beiden Chemiker Professor Dr. Xinliang Feng vom Center for Advancing Electronics der Technischen Universität Dresden und Professor Dr. Dr. h. c. mult. Klaus Müllen vom Max-Planck-Institut für Polymerforschung den Preis für ihre Arbeiten auf dem Gebiet der Energieeffizienz.

Auf die sechste Ausschreibung des Hamburger Wissenschaftspreises für das Jahr 2019 zum Thema „Angeborene seltene Erkrankungen“ erhielt die siebenköpfige Jury unter dem Vorsitz des Akademiepräsidenten Professor Dr.-Ing. habil. Prof. E.h. Edwin J. Kreuzer insgesamt 37 Vorschläge, zwei Kandidaten wurden gleich mehrfach empfohlen. Die Vorschläge kamen von Universitäten, Forschungseinrichtungen und Wissenschaftsinstitutionen aus dem In- und Ausland. Der Dank der Akademie gilt an dieser Stelle allen Mitgliedern der Auswahlkommission ebenso wie allen Personen und Institutionen, die Vorschläge für den Wissenschaftspreis eingereicht haben.

In ihrer Sitzung am 26. Juni 2019 entschied sich die Jury einstimmig, den Preis Frau Professorin Dr. Jutta Gärtner, Direktorin der Klinik für Kinder- und Jugendmedizin der Universitätsmedizin Göttingen zuzusprechen. Sie würdigt damit ihre bahnbrechenden Arbeiten auf dem Gebiet der seltenen angeborenen neurometabolischen Erkrankungen im Kindes- und Jugendalter. Die Preisträgerin beschrieb neue Krankheiten und entwickelte wirkungsvolle Therapien. Ihre Forschungsergebnisse geben entscheidende Impulse, um weitere innovative Therapien zu entwickeln.

Frau Professorin Gärtner wird ihre Arbeit im Rahmen der Akademievorlesungen zu seltenen Erkrankungen im Sommer 2020 der Öffentlichkeit vorstellen.

Präsident der Akademie der Wissenschaften in Hamburg (Vorsitz)

Medizinjournalistin und Moderatorin

Universitätsklinikum Heidelberg; Mitglied der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und der Nationalen Akademie der Wissenschaften Leopoldina

Leibniz-Forschungsinstitut für Molekulare Pharmakologie und Max-Delbrück-Centrum für Molekulare Medizin; Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Hamburg, der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, der Nationalen Akademie der Wissenschaften Leopoldina und der Academia Europaea

Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf (UKE); Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Hamburg

Charité - Universitätsmedizin Berlin und Max-Planck-Institut für molekulare Genetik; Mitglied der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und der Nationalen Akademie der Wissenschaften Leopoldina

Christian-Albrechts-Universität zu Kiel; Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Hamburg

Seltene Erkrankungen sind häufig! Das ist kein Widerspruch: Zwar ist jede einzelne seltene Erkrankung selten, aber durch die ungeheure Vielfalt seltener Erkrankungen gibt es doch sehr viele Patientinnen und Patienten, die von irgendeiner seltenen Erkrankung betroffen sind. Dabei gilt eine Erkrankung als selten, wenn sie bei weniger als 50 von 100.000 Menschen auftritt – oder, anders ausgedrückt, eine Prävalenz von < 0,05 Prozent hat.

Die Vielfalt der seltenen Erkrankungen lässt sich dabei nur schätzen. Neue Diagnoseverfahren und ein besseres biologisches Verständnis identifizieren und charakterisieren immer wieder neue seltene Erkrankungen. Die Weltgesundheitsorganisation WHO schätzt deren Zahl auf 5000 bis 8000, das amerikanische National Institute of Health (NIH) auf 7000 – und die Zahl der betroffenen Patientinnen und Patienten allein in den USA auf 25 bis 30 Millionen.

Seltene Erkrankungen sind also ohne Zweifel eine große Herausforderung: für die betroffenen Patientinnen und Patienten, für die Gesundheitssysteme und für die Forschung. Denn es gibt noch unendlich viel zu tun, sowohl in der Wissenschaft als auch in der klinischen Diagnostik und der Versorgung der Betroffenen. Dafür bedarf es noch mehr Aufmerksamkeit!

Die Aufmerksamkeit für seltene Erkrankungen erhöhen, das will auch der Hamburger Wissenschaftspreis. Da das Thema so vielfältig ist, beschränkte sich die Ausschreibung auf nur eine Untergruppe der seltenen Erkrankungen: auf die angeborenen, also genetisch bedingten seltenen Erkrankungen.

Angeborene Erkrankungen, wie sollte es anders sein, betreffen vor allem Kinder. Dabei gibt es durchaus angeborene Erkrankungen, die erst nach einigen Jahren sichtbar werden, manche sogar erst im Erwachsenenalter. Auch hier beginnen wir, die Vielfalt zu verstehen. So kann ein und dieselbe genetische Veränderung zu unterschiedlichen Krankheitsausprägungen führen. Zum Beispiel entwickelt sich die Eisenspeicherkrankheit (Hämochromatose) nur bei einem Teil der genetisch Betroffenen zu einer echten Erkrankung, während viele Menschen mit demselben Gendefekt nur an minimalen und gar keinen Krankheitserscheinungen leiden – und vielleicht sogar auch Vorteile haben, weil sie weniger leicht einen Eisenmangel erleiden.

Die großen Fortschritte der vergangenen Jahre in der Molekularbiologie haben es ermöglicht, genetische Veränderungen sehr viel leichter zu identifizieren – aber einen Gendefekt zu beschreiben, ist nicht viel mehr, als auf einen Missstand hinzuweisen. Die große Herausforderung der Gegenwart und der Zukunft ist, die funktionelle Bedeutung genetischer Veränderungen zu charakterisieren, die inneren und äußeren Einflussfaktoren auf die Auswirkungen genetischer Veränderungen zu identifizieren und auf der Basis eines solchen pathophysiologischen Verständnisses therapeutische Möglichkeiten aufzuzeigen.

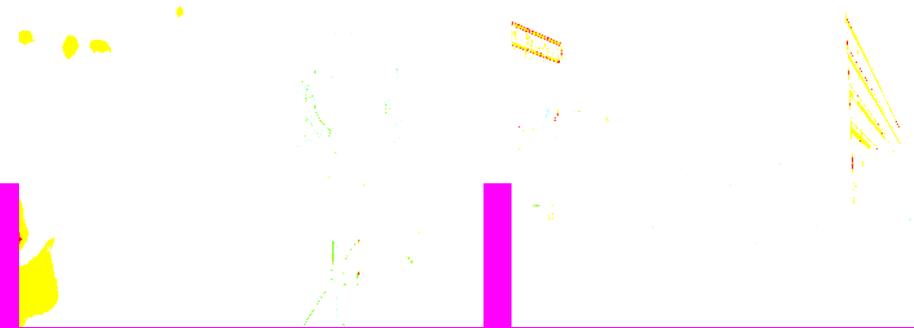
Hier eröffnet sich ein sehr weites Feld. Denn genetische Veränderungen können vielfältigste Auswirkungen haben, die unter bestimmten Umständen günstig und unter anderen Umständen schädlich sein können. Ein bekanntes Beispiel hierfür ist die Sichelzell-Erkrankung – eine genetische Veränderung, die zumindest teilweise vor einer schweren Malaria schützt. In Regionen Afrikas mit hoher Malaria-Durchseuchung war es – insbesondere vor der Ver-

fügbarekeit von Malariatherapien – nützlich, das eigentlich „defekte“ Sichelzell-Gen zu erben. Daher verbreitete sich diese genetische Veränderung in den Malaria-Regionen Afrikas. Von Vorteil ist es aber nur für diejenigen, die nur ein einzelnes Sichelzell-Gen von einem Elternteil geerbt haben. Wer hingegen von beiden Elternteilen jeweils ein Sichelzell-Gen geerbt hat, erkrankt meist schwer.

Auch kennen wir genetische Veränderungen, die sich für unser Leben als günstig erweisen, aber in anderen Regionen der Welt gefährlich sein könnten. So ermöglicht uns die helle Haut auch im Norden ausreichend UV-Licht aufzunehmen, um den Vitamin D-Bedarf zu decken, oder die veränderten Darmenzyme, dass wir uns von Milch ernähren können.

Die Fähigkeit zur genetischen Veränderung ist eine essenzielle Voraussetzung der Evolution. Der Preis, den alle Lebewesen dafür zahlen, ist die hohe Wahrscheinlichkeit, dass sich immer wieder neue genetische Veränderungen herausbilden werden, die zu gesundheitlichen Beeinträchtigungen führen. Die moderne Gesellschaft hat die humanitäre Pflicht, diese Beeinträchtigungen zu erkennen, zu verstehen und die Folgen abzumildern.

Dieser Auftrag wird nie enden, weil die genetische Vielfalt unendlich ist. Aber die ersten Schritte auf diesem langen Weg sind getan und weitere große Schritte absehbar. Der Hamburger Wissenschaftspreis 2019 für Frau Professorin Gärtner beweist dies eindrucklich.



GEBOREN 1961 IN RHEINHAUSEN

WISSENSCHAFTLICHER WERDEGANG (IN AUSWAHL)

- 1981–1988** Medizinstudium an der Université Catholique de Louvain (Belgien) und der Universität Hamburg
- 1988** Approbation
- 1988** Promotion an der Medizinischen Fakultät der Universität Hamburg
- 1988–1993** Postdoctoral Fellowship am Howard Hughes Medical Institute und Department of Pediatrics, Neurology and Molecular Biology, Johns Hopkins Medical Institutions Baltimore (USA)
- 1993–2002** Assistenzärztin und seit 1995 Oberärztin im Zentrum für Kinderheilkunde der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf
- SEIT 1995** Fachärztin für Kinder- und Jugendmedizin
- 1995** Habilitation und Venia legendi für das Fach Pädiatrie an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf
- SEIT 2002** Direktorin der Klinik für Kinder- und Jugendmedizin der Universitätsmedizin Göttingen
- SEIT 2005** Schwerpunktbezeichnung Neuropädiatrie
- SEIT 2014** Zusatzbezeichnung Palliativmedizin
- SEIT 2016** Mitglied im Deutschen Zentrum für Neurodegenerative Erkrankungen (DZNE) und Leiterin der Arbeitsgruppe zu kindlichen neurodegenerativen Erkrankungen

PREISE UND AUSZEICHNUNGEN (AUSWAHL)

- 1990** Child Health Research Award, National Institutes of Health
- 1996** Gerhard Hess-Preis der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG)
- 1996** Adalbert Czerny-Preis der Deutschen Gesellschaft für Kinder- und Jugendmedizin (DGKJ)
- 2014** Reinhart Koselleck-Projekt der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG)

MITGLIEDSCHAFTEN (AUSWAHL)

- 2004–2012** Mitglied und stellvertretende Sprecherin des Fachkollegiums Medizin der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG)
- SEIT 2007** Mitglied der Kommission für Arzneimittel für Kinder und Jugendliche (KAKJ) des Bundesinstituts für Arzneimittel und Medizinprodukte (BfArM)
- SEIT 2014** Mitglied der Senatskommission für die Sonderforschungsbereiche der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG)
- SEIT 2014** Mitglied der Nationalen Akademie der Wissenschaften Leopoldina

Jutta Gärtner ist eine national und international renommierte Kinder- und Jugendmedizinerin. Ihre Auszeichnungen wie beispielsweise die Ernennung zum Mitglied der Nationalen Akademie der Wissenschaften Leopoldina unterstreichen dieses. Mit ihren Arbeitsgruppen gelangen ihr national wie international vielbeachtete Durchbrüche zur Ursachenforschung und Therapieentwicklung bei seltenen kinderneurologischen Erkrankungen. Sie spürte bislang unbekannte Krankheiten auf und konnte für einzelne Erkrankungen bereits wirkungsvolle Therapien bzw. Therapieansätze entwickeln. Ihre translationale Forschung betreibt sie seit Jahrzehnten auf höchstem wissenschaftlichen Niveau.

Der klinische und wissenschaftliche Schwerpunkt von Jutta Gärtner ist die Erforschung von seltenen angeborenen neurometabolischen Erkrankungen, die durch früh einsetzende neurodegenerative und neuroinflammatorische Prozesse bis hin zur Demenz gekennzeichnet sind. Dabei steht das Verständnis der Rolle des Hirnstoffwechsels für den Aufbau und die Erhaltung von weißer und grauer Hirnsubstanz im Vordergrund.

Ihre Forschungsergebnisse zu seltenen neurologischen Erkrankungen im Kindes- und Jugendalter publizierte Jutta Gärtner in zahlreichen Originalarbeiten in sehr hochrangigen internationalen Zeitschriften. In ihren bahnbrechenden Arbeiten beschrieb sie nicht nur neue Krankheitsbildern sondern, legte zugleich auch entscheidende Grundlagen, um den Zellstoffwechsel im kindlichen Gehirn besser zu verstehen und damit neue Wege für die Entwicklung innovativer Therapien aufzuzeigen. Diese Forschungsergebnisse eröffnen die Chance, mit frühzeitigen Diagnosen und Therapien die Schäden, die solche Erkrankungen im sich entwickelnden kindlichen Gehirn und Nervensystem hervorrufen können, zu verhindern oder zumindest deren Fortschreiten aufzuhalten.

Zugleich stellt sich Jutta Gärtner der Verantwortung, auch den jungen Patientinnen und Patienten sowie deren Angehörigen bis zuletzt zu helfen, für deren Erkrankungen es bislang noch keine wirkungsvolle Behandlungsmöglichkeit gibt.

Die Universitätsklinik ist für mich ein idealer Arbeitsort. Hier habe ich die Möglichkeit, Patientinnen und Patienten zu versorgen, zu forschen und die Ergebnisse direkt anwenden zu können. Ich sehe jeden Tag, warum es sich lohnt, bestimmte Dinge zu tun – in der Klinik und im Labor. Ich würde meinen Beruf jederzeit wieder wählen.

Bei uns in der Kinderklinik geht die Forschung vom Patienten aus. Wir sehen häufig auch Patientinnen und Patienten mit einer unklaren Krankheit. Dann setzen wir alles daran, eine Diagnose zu stellen. Gelingt uns das, hilft dies den Familien ein Stück weiter. Endlich kennen sie die Ursache für das Leiden ihres Kindes oder gar ihrer Kinder.

Wenn wir eine Diagnose gestellt haben, schauen wir, ob die Erkrankung bereits bekannt ist. Ist dies nicht der Fall, und wir haben eine neue Erkrankung bzw. ein neues Krankheitsgen gefunden, versuchen wir im Labor, die Auswirkungen des genetischen Defekts auf die Funktionen der Körperzellen im Detail zu entschlüsseln, um die Symptome der Patientinnen und Patienten zu verstehen. Und dann beginnen wir, im Labor Strategien zu entwickeln, um die Auswirkungen des Gendefektes auf die motorischen und geistigen Funktionen zu begrenzen bzw. möglichst zu verhindern. Sind die Forschungsarbeiten so erfolgreich, dass am Ende sogar eine Therapiemöglichkeit steht und wir diesem Kind, das eine schwerwiegende fortschreitende Hirnerkrankung hat und ursprünglich mit einem völlig unklaren Befund kam, helfen können, ist dies für uns Forschende und für die betroffene Familie einfach wunderbar.

In der Oberstufe habe ich in den Ferien mehrere Jobs gemacht. Die Medizin habe ich entdeckt, als ich in den Sommerferien im Evangelischen Krankenhaus Bethesda in Duisburg als Hilfskraft im Pflegedienst gearbeitet habe. Zu dem Zeitpunkt wollte ich eigentlich Apothekerin werden. Das deckte sich

mit meinem Interesse an Naturwissenschaften. Ich bin dann sehr schnell, obwohl auch noch Theologie zur Wahl stand, auf die Medizin eingeschwenkt. Alternativen? Für moderne Malerei kann ich mich zwar sehr begeistern und ich gehe gerne in Ausstellungen, aber das wäre nie ein Beruf für mich gewesen, ich habe da einfach wenig Talent. Auch die klassische Musik ist, wenngleich ich Klavierspiele, nur ein Hobby.

Ich habe mein Studium mit der klaren Vorstellung begonnen, Kinderärztin in einer Praxis zu werden. So habe ich auch mein Studium gestaltet und meine Doktorarbeit ausgewählt, die ich bei Professor Alfried Kohlschütter am Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf über neurodegenerative Erkrankungen bei Kindern geschrieben habe. Erst durch diese Arbeit bin ich überhaupt zur Forschung gekommen. Ich lernte im Labor Leute kennen, die Forschung mit großer Leidenschaft betrieben. Ihre Begeisterung hat mich angesteckt. Und als mich Professor Kohlschütter zum Ende meiner Doktorarbeit fragte, ob ich meine Kenntnisse zu speziellen, seltenen Erkrankungen in den USA erweitern wolle, da war die Tür zur Forschung weit offen. Er vermittelte mir eine Postdocstelle bei Professor Hugo Moser an der Johns-Hopkins-Universität in Baltimore und half mir, ein Forschungsstipendium der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) zu bekommen. Nach einem Jahr rief Professor Kohlschütter mich an und fragte, wann ich zurück nach Hamburg käme. Doch ich fühlte mich dort so wohl, dass ich blieb. Letztlich wurden es fünf Jahre, zwei davon finanzierte die DFG, für drei Jahre erhielt ich eine Fakultätsstelle an der Johns-Hopkins-Universität und finanzierte meine Forschung durch einen Child Health Research Award der National Institutes of Health (NIH). Dort erfuhr ich, wie viel Freude es macht, Klinik und Forschung zu verbinden. Ich lernte tolle Mediziner und Forscher kennen und hatte für fast alle klinischen und wissenschaftlichen Probleme immer einen kompetenten Ansprechpartner. Es waren einfach viele gute Köpfe an einem Ort. Das hat mich in meiner Forschung unheimlich schnell vorangebracht.

Der erste Beweggrund war, dass meine Familie und mein Freundeskreis in Deutschland waren. Der zweite Grund war: Gerade an der Johns-Hopkins-Universität lief alles sehr auf Hopkins als einzigem Lebensinhalt zu, alles hatte sich dem beruflichen Erfolg unterzuordnen. Als dritter Grund kam hinzu, dass mir die Arbeit im amerikanischen Gesundheitssystem nicht immer leicht gefallen ist. Wir konnten manchmal nicht so helfen, wie wir wollten und auch gekonnt hätten – denn ohne den Nachweis von finanziellen Mitteln oder einer guten Krankenversicherung ging gar nichts. Und dann dieses gezielte Wegschauen, wenn jemand beispielsweise auf der Straße ganz offensichtlich Hilfe braucht, nur weil er einen vielleicht verklagen könnte – das war nicht meins. Gleichwohl habe ich die Zeit in Baltimore in bester Erinnerung und bin während meiner Zeit in Düsseldorf, wohin ich zunächst aus den USA ging, immer wieder nach Baltimore gefahren. Ich habe noch viele Jahre mit meinen alten Chefs Hugo Moser und David Valle wissenschaftlich zusammengearbeitet. Es war ein wirklich lebendiges wissenschaftliches und darüber hinaus auch persönliches Miteinander.



Ja, bis ich in Göttingen anfang. Seitdem habe ich eher die besseren Forschungsbedingungen! Göttingen steht für die Neurowissenschaften. Wir haben neben der Universitätsmedizin fünf Max-Planck-Institute in der Stadt. Das ist für eine Neurowissenschaftlerin wie mich wirklich ein Mekka. Es gibt hier einfach alles, was man sich wünscht und braucht. Und es gibt vor allem einen hervorragenden Austausch mit vielen klugen Köpfen. Hier kann ich zu neurodegenerativen und neurometabolischen Erkrankungen bei Kindern und Jugendlichen, was ich mit meiner Doktorarbeit begann und in Baltimore intensiviert habe, auf höchstem Niveau forschen.

Es ist eine spannende Zeit! Als ich in der Neuropädiatrie anfang, da konnten wir die meisten Erkrankungen gar nicht diagnostizieren. Häufig haben wir einfach nur beschrieben, welche Symptome die Patienten hatten. Was die Symptome auslöste, darüber wussten wir wenig. Und strukturelle Veränderungen im Gehirn konnte man lange Zeit nur nach dem Tod durch eine Autopsie feststellen. Doch dann kamen die neuen bildgebenden Verfahren wie die Magnetresonanztomographie (MRT) und wir konnten dem Gehirn bei der Arbeit zusehen. Heute sind die Geräte so gut, dass wir nachvollziehen können, wie das Gehirn reift oder wo krankhafte Prozesse ablaufen. Wir können sogar in Echtzeit verfolgen, wie beispielsweise das Hirnwasser das Gehirn und Rückenmark durchfließt.

Zugleich hat sich die Biotechnologie rasant entwickelt. Das Erbgut jedes Menschen kann binnen Stunden und zu überschaubaren Kosten analysiert werden. Das ermöglicht uns, schneller neue Gene zu entdecken, die für ein Krankheitsgeschehen verantwortlich sein können. Zugleich, und das finde

ich besonders faszinierend, finden wir Krankheitsgene, die sowohl kindliche als auch erwachsene Erkrankungen des Gehirns auslösen können. Ohne diese Technik wären wir nie auf die Idee gekommen, weil die Symptome der kindlichen Hirnerkrankung häufig anders aussehen als die der Hirnerkrankung bei Erwachsenen.

So wissen wir beispielsweise heute, dass Kinder, die an einer Alternierenden Hemiplegie (AHC) leiden, das gleiche Krankheitsgen haben wie Menschen, die an einem früh einsetzenden Parkinson erkranken. Als wir den Gendefekt für AHC entdeckten und mit allen bekannten Gendefekten abglichen, waren wir völlig überrascht, dass dieses Krankheitsgen bereits bekannt war – aber für eine zunächst einmal völlig andere Krankheit! Mittlerweile wissen wir, dass es sich um eine Krankheit mit unterschiedlichen Erscheinungsformen vom Säugling bis zum Erwachsenen handelt.

Der Fortschritt ist, wie geschildert, rasant. Heute stehen wir an der Schwelle, wirksame Therapien zu entwickeln. Ich hoffe, dass wir zukünftig nicht nur einzelne sondern sehr viel mehr seltene Erkrankungen des kindlichen Gehirns heilen können.

Bis uns kurative Therapien in der Breite zur Verfügung stehen, ist es uns aber auch wichtig, die an einer schwerwiegenden seltenen Erkrankung leidenden Kinder und Jugendlichen sowie deren Eltern in allen Phasen und vor allem bis zuletzt aufmerksam zu begleiten. Auch dieses ist die Aufgabe eines Universitätsklinikums. Deshalb haben wir hier in Göttingen vor zehn Jahren gemeinsam mit den Palliativmedizinern ein Kinderpalliativteam gegründet, das jeden Tag rund um die Uhr für Betroffene erreichbar ist. Wir versorgen die Patienten ambulant in ihrem Zuhause und in zwei speziell eingerichteten Kinderpalliativzimmern in der Kinderklinik.

Es ist unser Ziel, Leiden möglichst zu lindern oder zu verhindern – am besten natürlich durch kurative Therapien. Wir sind hier auf einem guten Weg.

Es ist mir eine große Freude und Ehre die Preisträgerin des Hamburger Wissenschaftspreises 2019, Frau Professorin Dr. Jutta Gärtner, vorzustellen.

Der Hamburger Wissenschaftspreis ist in diesem Jahr der Erforschung seltener Erkrankungen gewidmet. Erkrankungen werden dann als selten bezeichnet, wenn sie maximal bei 1 von 2000 Menschen auftreten. Seltene Erkrankungen sind zu 80 Prozent genetisch bedingt und die Symptome beginnen häufig bereits im frühen Kindesalter. Seltene angeborene Erkrankungen gehen einher mit einer hohen Sterberate (Mortalität), sodass sie mit den Unfällen und onkologischen Erkrankungen zu den häufigsten Todesursachen im Kleinkindesalter zählen. Die seltenen angeborenen Erkrankungen sind schwerwiegend und betreffen viele Organsysteme. Sie haben oft erhebliche Auswirkungen auf die Lebensqualität nicht nur der Patientin bzw. des Patienten, sondern auch ihrer bzw. seiner Familie und des gesamten sozialen Umfeldes.

Seltene Erkrankungen zeichnen sich auch dadurch aus, dass bislang die Versorgung von Patientinnen und Patienten mit seltenen Erkrankungen nicht die gleiche Aufmerksamkeit und Finanzierung wie die Versorgung der sogenannten Volkskrankheiten erhalten. In der Erarbeitung des Nationalen Aktionsplans 2013 wurde den Bedürfnissen der Menschen mit seltenen Erkrankungen in unserem Gesundheitssystem in strukturierter Art und Weise Rechnung getragen. Doch die Umsetzung der Maßnahmen ist bislang aufgrund der bestehenden föderalen Strukturen unseres Gesundheitssystems nur in Ansätzen erkennbar. Das trifft auch für die Forschung zu. Auch wenn Fördermittelgeber zunehmend die Notwendigkeit erkannt haben, dass die Forschung zu seltenen Erkrankungen wichtiger geworden ist. Zumal sich durch den rasanten Wissenszuwachs und die dynamische Technologieentwicklung nicht nur in der Diagnostik, sondern auch in der Therapieentwicklung Möglichkeiten eröffnet haben, die es in dieser Form bislang nicht gegeben hat. Sie zu ergreifen, ist eine Pflicht. Tragfähige demokratische Zivilgesellschaften zeichnen sich insbesondere dadurch aus, dass die Kultur und die Haltung in diesen Gesellschaften Sorge dafür trägt, dass sich niemand ausgegrenzt und benachteiligt fühlen muss. Daher müssen die Menschen mit seltenen Erkrankungen

in unserem Land wissen, dass alles getan wird, das Recht auf Gesundheit auch für sie umzusetzen.

In der Forschung sind hierzu insbesondere Ärztinnen und Ärzte unverzichtbar, die aufgrund ihrer wissenschaftlichen Qualifikation nicht nur in der Lage sind, die entscheidenden Forschungsfragen zu stellen, sondern die sich trotz des Wissens, dass ihre Karriereperspektiven auf dem Gebiet der seltenen Erkrankungen signifikant schlechter sind als bei Medizinerinnen und Medizinern, die sich klinisch und forschend mit Volkskrankheiten auseinandersetzen, nachhaltig der Thematik stellen. Sie schaffen die Basis dafür, dass überhaupt Therapien entwickelt werden können. Hierzu ist zudem die Kooperation mit anderen Disziplinen erforderlich und häufig auch, wenn es um die Medikamentenentwicklung geht, die Kooperation mit der Industrie notwendig. Forschung zu seltenen Erkrankungen erfordert daher auch einen ausgesprochenen Teamgeist und das hartnäckige Verfolgen der Ziele. Dies alles ist bei Frau Professorin Gärtner in ausgeprägter Form vorhanden. Daher wird ihre exzellente und beständige grundlagenwissenschaftliche und translationale Forschung heute mit dem Hamburger Wissenschaftspreis ausgezeichnet.

Frau Professorin Dr. med. Jutta Gärtner hat an der Université Catholique de Louvain in Belgien und an der Universität Hamburg Humanmedizin studiert und promovierte 1988 an der Universität Hamburg bei Professor Alfred Kohlschütter.

Von 1988 bis 1993 war Frau Professorin Gärtner postdoctoral fellow am Howard Hughes Medical Institute und Department of Pediatrics, Neurology and Molecular Biology an der Johns Hopkins Medical Institution Baltimore, USA. Seit dieser frühen Zeit ihrer Karriere hat sie das Thema der neurologischen, insbesondere der neurodegenerativen Erkrankungen des Kindesalters zu ihrem Forschungsschwerpunkt gemacht. Von 1993 bis 2002 wirkte Frau Professorin Gärtner am Zentrum für Kinderheilkunde der Universitätskinderklinik Düsseldorf – zunächst als Assistenzärztin und ab 1995 dann als Oberärztin. Im gleichen Jahr habilitierte sie sich und erwarb die *Venia legendi* für das Fach Kinderheilkunde der Medizinischen Fakultät der Heinrich-Heine-

Universität Düsseldorf. 2002 folgte Frau Professorin Gärtner dem Ruf auf die Professur für Kinder- und Jugendmedizin an der Georg-August-Universität Göttingen und wurde Direktorin der Klinik für Kinder- und Jugendmedizin der Universitätsmedizin Göttingen. 2005 erwarb sie die Schwerpunktbezeichnung Neuropädiatrie.

Sie war Mitglied und stellvertretende Sprecherin des Fachkollegiums Medizin der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) und Mitglied der Senatskommission der DFG für die Sonderforschungsbereiche. Sie ist Mitglied der Kommission für Arzneimittel für Kinder und Jugendliche am Bundesinstitut für Arzneimittel und Medizinprodukte (BfArM) sowie Mitglied im Vorstand des Kompetenznetzes Multiple Sklerose. Seit 2014 ist sie Mitglied der Nationalen Akademie der Wissenschaften Leopoldina.

Ihre Forschungsschwerpunkte umfassen unterschiedliche seltene angeborene Erkrankungen des Nervensystems. Insbesondere sind dies die neurometabolischen und neurodegenerativen Erkrankungen des Kindes- und Jugendalters, die Leukodystrophien (angeborene Erkrankungen der weißen Hirnsubstanz) und die multiple Sklerose des Kindes- und Jugendalters.

Frau Professorin Dr. Jutta Gärtner hat bereits zahlreiche Preise erhalten. Zu diesen zählen beispielsweise der Child Health Research Award der National Institutes of Health (1990), der Gerhard Hess-Preis der Deutschen Forschungsgemeinschaft (1996) und der Adalbert Czerny-Preis der Deutschen Gesellschaft für Kinder- und Jugendmedizin (auch 1996) sowie das Reinhart Koselleck-Projekt der Deutschen Forschungsgemeinschaft (2014).

Was ist die Bedeutung der Forschung von Frau Professorin Gärtner? Stellen Sie sich vor, ein Kind, das sich zunächst normal entwickelt hatte, verliert seine Fähigkeiten, zu laufen oder selbständig zu essen, und entwickelt zugleich schwere Krampfanfälle. Es gibt keine Therapie und das Kind verstirbt. Diesen und ähnlichen Schicksalen begegnet Frau Professorin Jutta Gärtner in ihrer täglichen Arbeit als Ärztin. Dieses zu verändern, dafür forscht sie.

Die Erforschung der Ursache bei einem dieser Kinder zeigte, dass Folat, ein für den Stoffwechsel im Zentralnervensystem wichtiges Vitamin, nicht aus-

reichend vorhanden war. Der Grund war, dass ein Rezeptor defizient war und somit Folat nicht ins Gehirn gelangte. Wurde Folat dann intrathekal verabreicht, besserten sich die Symptome deutlich, die motorischen Fähigkeiten kehrten zurück, die Krampfanfälle ließen nach. Eine glückliche Wendung für das Kind und die Familie, auch wenn viele Defizite nicht mehr korrigierbar waren. Das Gefühl, hilflos zu sein, verschwindet. So geschehen bei der Entdeckung des Folatrezeptor-Alpha-Defektes durch die Arbeitsgruppe von Frau Professorin Gärtner. Doch damit nicht genug. Die Entdeckung der bis dahin unbekannt Form der genetisch bedingten Cerebralen Folatdefizienz (CDF) rettete die jüngeren Geschwister. Zwar leiden auch sie an diesem genetischen Defekt, doch sie sind gesund, da ihnen sofort nach der Geburt Folat verabreicht wurde. So konnten sie sich völlig normal entwickeln.

Diese und andere Erfolge ihrer Forschung sind für Frau Professorin Gärtner die Erfüllung ihres Wirkens und sicherlich die größte Anerkennung, die mehr bedeutet als jede Ehrung.

Frau Professorin Dr. Jutta Gärtner demonstriert durch ihre Arbeit auch, dass es ihr wichtig ist, dass niemand – wie es die Selbsthilfe für Menschen mit seltenen Erkrankungen formuliert – in unserem Gesundheitssystem zurückgelassen wird. Dafür gilt ihr unser aller Dank.



In der Europäischen Union wird eine Krankheit als selten bezeichnet, wenn sie bei weniger als 5 von 10.000 Menschen auftritt. In Deutschland kommen auf jede der etwa 8.000 bekannten seltenen, auch als „Orphan Diseases“ (Waisenkinder der Medizin) bezeichneten Krankheiten nur 5 bis 5.000 Patienten. Diese Seltenheit erschwert die Forschung an neuartigen Diagnoseverfahren und Therapien und macht diese Erkrankungen für die pharmazeutischen Unternehmen oftmals wirtschaftlich unattraktiv. Dementsprechend kommt der akademischen Medizin im Bereich seltener Erkrankungen eine besondere Rolle zu. Dieser trägt die Akademie der Wissenschaften in Hamburg mit der Ausschreibung des Hamburger Wissenschaftspreises 2019 zu „Angeborenen seltenen Erkrankungen“ Rechnung. Sie unterstützt damit aber nicht nur die akademische Medizin, sondern lenkt darüber hinaus die öffentliche Aufmerksamkeit auf die hohe gesundheitspolitische und gesellschaftliche Bedeutung der Forschung zu seltenen Erkrankungen insgesamt und zu seltenen Erkrankungen bei Kindern und Jugendlichen im Besonderen.

Die Auszeichnung mit dem Hamburger Wissenschaftspreis 2019 nehme ich stellvertretend für ein ganzes Team entgegen, und so habe ich zahlreichen Menschen zu danken.

Ich danke meinen Lehrern und Mentoren, die mir nicht nur das notwendige klinische und grundlagenwissenschaftliche Handwerkzeug vermittelt haben, sondern auch meine bis heute anhaltende Neugier und Leidenschaft für die Forschung zu seltenen kindlichen Hirnerkrankungen. Hierzu zählen mein Doktorvater Prof. Dr. Alfred Kohlschütter (Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf), Prof. Hugo Moser und Prof. David Valle (Kennedy Krieger Institute und Johns Hopkins Medical Institutions, Baltimore, USA) für die Postdoktorandenzeit sowie Prof. Dr. Hans-Gerd Lenard (Universitätsklinikum Düsseldorf) für die klinische Ausbildung in der Neuropädiatrie.

Ich danke den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Göttinger Kinderklinik, die seit vielen Jahren mit mir an der Schnittstelle zwischen Patientenversorgung und Grundlagenforschung arbeiten. Sie haben zahllose Ideen in unsere Forschungsprojekte eingebracht und diese mit ihren Fähigkeiten und Erfahrungen

sowie mit hohem Engagement umgesetzt. Namentlich hervorheben möchte ich Prof. Dr. Knut Brockmann, Priv.-Doz. Dr. Steffi Dreha-Kulaczewski, Prof. Dr. Peter Huppke, Priv.-Doz. Dr. Marco Henneke, Priv.-Doz. Dr. Ralph Krätzner, Priv.-Doz. Dr. Hendrik Rosewich, Dr. Lars Schlotawa, Prof. Dr. Dr. Robert Steinfeld und Priv.-Doz. Dr. Sven Thoms.

Ich danke den Kolleginnen und Kollegen der Göttinger Neurowissenschaften sowie unseren zahlreichen nationalen und internationalen Kollaborationspartnern für das stimulierende Miteinander und der Universitätsmedizin Göttingen für die sehr guten Arbeitsbedingungen. Stellvertretend für alle anderen, möchte ich Prof. Dr. Wolfgang Brück (Universitätsmedizin Göttingen) und Prof. Dr. Peter Nürnberg (Cologne Center for Genomics, Universität Köln) erwähnen, mit denen mich eine langjährige erfolgreiche Zusammenarbeit verbindet. Für die enge und engagierte Zusammenarbeit danke ich zahlreichen Göttinger Patientinnen und Patienten und deren Familien, Patientenorganisationen wie dem Bundesverein Leukodystrophie e. V. (jetzt ELA Deutschland e. V.), dem AHC-Deutschland e. V. und der CFD-Foundation e. V. sowie der Eva Luise und Horst Köhler Stiftung für Menschen mit Seltenen Erkrankungen. Für die finanzielle Unterstützung meiner Forschungsarbeiten – von der Postdoktorandenzeit bis heute – danke ich vor allem der Deutschen Forschungsgemeinschaft.

Ich danke Prof. Dr. Heyo Kroemer (Charité-Universitätsmedizin Berlin) für die Nominierung und den mir bekannten und unbekanntem Unterstützern meiner Kandidatur sowie den Jurymitgliedern, die unsere Forschungsarbeiten für diesen Preis ausgewählt haben.

Ich danke der Hamburgischen Stiftung für Wissenschaften, Entwicklung und Kultur Helmut und Hannelore Greve, die diesen höchstdotierten Preis einer Wissenschaftsakademie in Deutschland großzügig ausstattet. Die Stifter fördern damit in beeindruckender Weise seit 2009 „hervorragende Forschungsleistung“ zu einem Thema mit „größter wissenschaftlicher und gesellschaftlicher Bedeutung“. Der Preis ist daher für mich eine große Ehre und Freude und ich hoffe, den hohen Ansprüchen des Preises gerecht zu werden.

Zuletzt aber ganz besonders danke ich meiner Familie, die mir stets die Möglichkeit und Freiheit gegeben hat, meinen eigenen Weg zu gehen.

Alzheimer und Parkinson sind die bekanntesten und häufigsten Demenzerkrankungen im Erwachsenenalter. Diese sogenannten neurodegenerativen Erkrankungen beschränken sich jedoch nicht auf Erwachsene, auch Kinder und Jugendliche können davon betroffen sein. Als kindliche Demenzen wird eine Krankheitsgruppe bezeichnet, bei der neurodegenerative Prozesse bereits im frühen Kindes- und Jugendalter einsetzen. Hierzu zählen vor allem monogenetische Stoffwechselerkrankungen des Gehirns, die häufig durch den Funktionsausfall von Enzymen oder Transportproteinen gekennzeichnet sind. Dies kann zum Fehlen wichtiger Bausteine für den Aufbau oder die Erhaltung der Nerven- oder Gliazellen des Gehirns und damit zu einem frühen Zelltod führen. Die betroffenen Kinder und Jugendlichen fallen durch den plötzlichen oder schleichenden Verlust bereits erworbener motorischer und kognitiver Fähigkeiten, Seh- und Hörstörungen sowie zerebrale Krampfanfälle auf. Für die Mehrzahl dieser Erkrankungen fehlen bislang wirksame Behandlungsverfahren. Die Erkrankungen schreiten rasch fort und führen häufig in den ersten beiden Lebensjahrzehnten zum Tod.

Zahlreiche der den kindlichen neurodegenerativen Erkrankungen zugrunde liegenden molekularen Defekte konnten in den letzten Jahren von anderen und uns beschrieben und die Krankheitsmechanismen teilweise entschlüsselt werden. Für einige wenige Erkrankungen konnten darüber hinaus bereits wirkungsvolle Therapieansätze etabliert werden. Das Preisgeld soll dazu genutzt werden, weitere Schritte in der Therapieentwicklung zu gehen. Denn eine Therapie ist umso effektiver, je früher sie eingesetzt wird und eingreifen kann.

Vielversprechende Ansätze für die Entwicklung neuer Therapien auf dem Gebiet der seltenen kindlichen neurodegenerativen Erkrankungen sind neben Zell- und Gentherapien auch das „Drug Repurposing“, das heißt der Einsatz bereits bekannter Arzneimittel für neue therapeutische Zwecke. Wir werden prüfen, ob innerhalb der zahlreichen zugelassenen Medikamente Substanzen enthalten sind, die die bei unseren Patienten defekten Stoffwechselprozesse und Signalwege im Gehirn günstig beeinflussen und damit zumindest das Fortschreiten der Erkrankungen aufhalten können.

Um die Wirksamkeit neuer Therapieansätze zuverlässig beurteilen zu können, ist die Kenntnis des natürlichen Verlaufs einer Erkrankung von hoher Bedeu-

tung. Dies trifft insbesondere auf seltene Erkrankungen zu, für die aufgrund der weltweit geringen Anzahl an Betroffenen keine umfangreichen Placebo-kontrollierten klinischen Studien durchgeführt werden können. Es soll daher eine Standardvorgehensweise zur systematischen Literaturrecherche und für Metaanalysen aller publizierten Patientenbeschreibungen für ausgewählte seltene Erkrankungen etabliert und angewandt werden. Aus den Daten können dann für unbehandelte Patienten unter anderem die Art der klinischen Symptome, ihre Häufigkeit und der Zeitpunkt des Auftretens sowie das Überleben erhoben und allgemein verfügbar gemacht werden.

Zum Erfolg unserer Forschungsprojekte hat nicht zuletzt auch die sehr gute und enge Zusammenarbeit mit betroffenen Familien und Patientenorganisationen beigetragen. So wurden wir beispielsweise bei der Aufklärung des Gendefektes für die alternierende Hemiplegie des Kindesalters („Alternating Hemiplegia of Childhood“, AHC) von den Familien der Patientenorganisation AHC-Deutschland e. V. unterstützt und konnten nahezu alle in Deutschland an dieser sehr seltenen Erkrankung leidenden Kinder in die Studie einschließen. Für die Aufklärung des Gendefektes für die cerebrale Folatdefizienz (CFD, Cerebral Folate Deficiency) und der anschließenden Therapieentwicklung wurden wir von der Familie des zuerst identifizierten Patienten in hervorragender Weise unterstützt, die zwischenzeitlich die CFD Foundation e. V. gegründet hat. Ein Teil des Preisgeldes geht an diese beiden Patientenorganisationen.



Der Akademie der Wissenschaften in Hamburg, die im Jahr 2004 von der Hamburgischen Bürgerschaft als Körperschaft des öffentlichen Rechts gegründet wurde, gehören herausragende Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus Norddeutschland an. Sie fördert die Zusammenarbeit zwischen den Fächern, den Hochschulen und wissenschaftlichen Institutionen in der Region und dem baltischen Raum. Mit vielfältigen Veranstaltungen setzt sie Impulse für einen offenen Dialog zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit und trägt zur Politikberatung bei. Die Akademie der Wissenschaften in Hamburg ist Gründungsmitglied des Hamburg Institute for Advanced Study (HIAS).

Im Unterschied zu anderen Wissenschaftsakademien ist sie in Arbeitsgruppen und nicht in Klassen, die wissenschaftlichen Disziplinen entsprechen, organisiert. Ihre Mitglieder bearbeiten interdisziplinäre Forschungsvorhaben, die sich mit gesellschaftlich bedeutenden Zukunftsfragen und wissenschaftlichen Grundlagenproblemen befassen. Gegenwärtig erforschen neun Arbeitsgruppen Themen aus den Kontexten Friedensforschung, Infektionsforschung, Klima, Methodische Standards, Nanotechnologie, Network Science, Rationale Entscheidungen, Quantenphysik und Gravitation sowie Wasserstofftechnologie. Neben der Erarbeitung von Stellungnahmen, die Eingang in die Politikberatung finden, organisieren sie Veranstaltungen, um den Dialog zwischen Wissenschaft und Gesellschaft zu intensivieren.

Die Akademie betreut gegenwärtig vier Langzeitforschungsprojekte im Akademienprogramm, das von der Union der deutschen Akademien der Wissenschaften koordiniert wird. In der Akademienunion sind acht Wissenschaftsakademien in Deutschland zusammengeschlossen, deren jüngstes Mitglied die Akademie der Wissenschaften in Hamburg ist.

Die Grundausrüstung der Akademie wird finanziert aus Mitteln der Freien und Hansestadt Hamburg. Die Anfangsfinanzierung der Akademie bis 2007 ermöglichten Zuwendungen der Hamburgischen Stiftung für Wissenschaften, Entwicklung und Kultur Helmut und Hannelore Greve, die auch das Preisgeld für die zweijährliche Verleihung des Hamburger Wissenschaftspreises zur Verfügung stellt. Ergänzt wird die Finanzierung der Akademie durch die Einwerbung von Drittmitteln, besonders aus dem Akademienprogramm.

